

An impressionistic painting featuring a still life of fruit and flowers. In the upper left, there are green leaves and several red apples. In the lower left, a single apple sits on a wooden surface. To the right, a large, vibrant red flower, possibly a rose, is partially visible. The background is a mix of green, blue, and yellow, suggesting a bright, outdoor setting. The overall style is loose and expressive, with visible brushstrokes and a rich color palette.

**MELANIE
LEVENSOHN**

**DER
MORGEN
NACH
DEM
REGEN**

ROMAN

INSEL



Melanie Levensohn

DER MORGEN
NACH DEM REGEN

Roman

Insel Verlag

Erste Auflage 2024

Originalausgabe

© Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2024

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Lübbke Naumann Thoben, Köln

Umschlagillustration: © Stefanie Naumann, generiert mit Adobe Firefly Generative AI

Satz: Eberl & Koesel Studio, Kempten

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-64448-4

www.insel-verlag.de

Für meine Mutter

Es war, als lebte sie ein halbes Leben,
das an keinem Ort ganz vollständig war.

*Sofia Segovia,
Das Flüstern der Bienen*

PROLOG

Johanna, Den Haag 2013

Den Mantel eng an mich gepresst, drückte ich mich auf einen freien Platz in der letzten Reihe. Hier hinten war gut. Hier blieb ich unbemerkt. Niemand würde meine Tränen sehen, falls sie kamen, und ich könnte während der Verhandlung kurz hinausgehen, ohne zu stören.

Der Raum war brechend voll, das versammelte Publikum mir von meinen früheren humanitären Einsätzen engstens vertraut. Journalisten vor aufgestellten Kameras, Diplomaten und Repräsentanten internationaler Organisationen in dunklen Anzügen, dazwischen Vertreter von NGOs in Jeans und Sweatshirt. Einen Augenblick lang dachte ich wehmütig an diese Zeit zurück. Als ich noch brannte für das, was ich tat. Als Julian noch da war und mein Leben voller Möglichkeiten.

Die Luft im Zuschauerraum war warm und von leisem Gemurmel erfüllt. Ich hörte Englisch, ein wenig Französisch und zwischendurch liberianisches Kreol. Jemand räusperte sich, irgendwo raschelte Papier.

Ich wusste nicht, was mich erwartete und wie ich darauf reagieren würde. Aber ich kannte mich. Das unruhige Klopfen zwischen meinen Rippen, die kalten Hände, das Ziehen im Bauch. Vorboten des Schmerzes, der tief in mir saß, wie ein Gefangener, jederzeit bereit auszubrechen.

Mein Blick wanderte zu der dicken Glaswand, die den Zuschauerbereich vom Verhandlungssaal trennte. Schusssiche-

res Panzerglas, hatte ich gelesen. Auch die dickste Wand würde mein Herz nicht schützen können.

Dahinter erstreckte sich der Gerichtssaal, ein riesiger, fensterloser Quader. Elsas Reich. Neonröhren erleuchteten das schlichte, sandfarbene Dekor. Alles wirkte weit weg, unwirklich. Die hohen Wände mit den Glasschlitzfenstern, hinter denen sich die Dolmetscher auf einen langen Arbeitstag vorbereiteten; die erhöhte Tischreihe für die Richter; die beiden Fahnen mit dem Emblem des Gerichtshofes.

Nichts an der neutralbeigen Atmosphäre des Saals ließ die Brutalität der Worte vermuten, die hier in wenigen Minuten gesprochen werden würden. Fröstelnd presste ich die Arme fester an den weichen Stoff meines Mantels.

Einen solchen Fall habe es noch nie gegeben, hatte ich während der Taxifahrt hierher im Radio gehört. Es ging um die Aufarbeitung des Bürgerkriegs in Liberia, aber das wusste ich natürlich. Zum ersten Mal stand ein ehemaliger Kindersoldat vor Gericht, zum ersten Mal umfasste ein Fall achtzig Anklagepunkte, und zum ersten Mal wurde jemand eines Verbrechens bezichtigt, das an ihm selbst begangen worden war: Rekrutierung und Einsatz von Kindersoldaten.

Die Schlagzeilen über den Prozess waren wie wilde Hunde. Von überall her sprangen sie mich an. Aus den Kurznachrichten auf meinem iPhone, den Zeitungen im Frühstücksraum meines Hotels, dem Fernseher auf meinem Zimmer. Selbst wenn ich gewollt hätte, wäre ich ihnen nicht entkommen.

Ich *wollte* ihnen nicht entkommen. Nicht heute. Schließlich war ich wegen Elsa hier.

Elsas erster Prozess am Internationalen Strafgerichtshof, dachte ich bewegt, während ich meine kalten Finger aneinanderrieb. Jahrelang hatte sie auf diesen Moment hingearbeitet. Und jahrelang hatte ich auf diesen Moment gewartet, auf die Chance, ihr wieder näherkommen zu dürfen.

Vor rund einem Monat rief sie mich aus heiterem Himmel an und bat mich, der Verhandlung beizuwohnen: »Niemand kennt die damaligen Zustände in Liberia so gut wie du, Mutter.«

Hinter ihrer Bitte steckte selbstverständlich ein anderer Grund. Sie wollte mir zeigen, was für eine gute Strafverteidigerin sie geworden war. Dass sie es geschafft hatte. Ich war stolz auf sie, dankbar für ihren Anruf. Nach einer langen Zeit, in der sie sich immer mehr von mir distanziert hatte, durfte ich endlich wieder an ihrem Leben teilhaben. In freudiger Erwartung, sie zu sehen, nahm ich mir ein paar Tage Urlaub und setzte mich ins Flugzeug nach Amsterdam. Wegen eines Termins in New York, der nicht zu verschieben war, konnte ich erst zum zweiten Verhandlungstag erscheinen. Aber das war nicht weiter schlimm, ich hatte die Eröffnung in den Medien mitverfolgt.

Die Begrüßung am Flughafen holte mich auf den Boden der Realität zurück. Kühl und förmlich trat Elsa mir entgegen, ihre Umarmung war steif, als begrüßte sie eine Fremde. Sie hatte abgenommen und sah müde aus. Ob sie genug aß? Ich versuchte, mir meine Sorge und Enttäuschung nicht anmerken zu lassen. Wollte ihr Zeit geben, sich wieder an mich zu gewöhnen.

Noch während wir auf den Ausgang zusteuerten, erklärte sie, dass sie ein Hotel für mich gebucht hatte. Ihre Wohnung sei zu klein, sie brauche ihren wenigen Platz, ihren Schlaf. Es störte mich nicht. Im Gegenteil, ich verstand ihre Ausflüchte, teilte ihre Angst vor der plötzlichen Nähe.

Ich wollte alles verstehen. Alles richtig machen. Und trotzdem konnte ich mich nicht mit ihrer Rolle als Strafverteidigerin abfinden. Schon während des Fluges hatte ich an nichts anderes gedacht. Meine Tochter verteidigte einen Menschen, der Mord, Sklaverei und Vergewaltigung zu verantworten hat-

te. Das war ihr Job als Strafverteidigerin, als Teil eines funktionierenden Rechtsstaats, und in jedem anderen Fall hätte ich das unbedingt befürwortet.

Aber es ging um Liberia. Mit diesem Land verband ich zu tiefst Persönliches, das ich mit niemandem teilen konnte, vor allem nicht mit Elsa. Bilder, die mich verfolgten, und eine Schuld, so groß und unvorstellbar, dass ich fast daran zerbrochen wäre.

»Vergiss nicht, dass mein Mandant selbst als Kind entführt und versklavt worden ist«, betonte Elsa während der Zugfahrt von Amsterdam nach Den Haag, als ahnte sie, was in mir vorging.

Sie war davon überzeugt, dass der Angeklagte nicht bestraft werden durfte für Taten, deren Opfer er selbst gewesen war.

Ich sagte nichts dazu, versuchte, meine Gedanken zu ordnen. Es hinzunehmen.

Ich hatte nur meine Erinnerungen. Elsa hingegen hatte sich monatelang intensiv mit dem Fall beschäftigt und besaß Informationen, über die sie nicht sprechen durfte. »Er hat nur das getan, wozu man ihn gezwungen hat.«

So war sie eben – unvoreingenommen und empathisch. Jede Seite habe ein Recht, gehört zu werden, sagte sie immer. Sie dafür zu kritisieren, stand mir nicht zu. Es war ihr Leben. Ihre Karriere. Es war richtig. Und dennoch ...

Die Frau neben mir fingerte an der Spracheinstellung ihres Kopfhörers herum. Plötzlich sprangen zwei junge Männer, die in der ersten Stuhlreihe gesessen hatten, auf und schlugen mit den Fäusten gegen das Panzerglas. »Massenmörder«, rief der Größere von ihnen, »Sklavenhalter«, der andere. Ihr Protest dauerte nur wenige Augenblicke, dann erschienen bewaffnete Sicherheitsmitarbeiter und geleiteten die Männer nach draußen.

Unter uns und für die Zuschauer nicht sichtbar saßen die Zeugen, wusste ich von Elsa. Eine Schutzmaßnahme, denn nur so konnte ihre Anonymität gewahrt werden.

Als die roten Leuchtziffern der digitalen Wanduhr auf 9:00 umsprangen, begann der Großbildschirm, der schräg neben der Panzerglaswand hing, zu flimmern. Im Gerichtssaal öffnete sich eine Seitentür, Kläger und Verteidiger schritten in den Raum, um ihre Plätze einzunehmen. Die Kläger links, das Verteidigungsteam mit Elsa auf der rechten Seite.

Ich hatte nur Augen für meine Tochter. Wie schön sie war, in ihrer schwarzen Amtstracht mit dem weißen Jabot. Selbstsicher und stolz, in ihrem Gesicht keine Spur von Nervosität. Als hätte sie nie etwas anderes gemacht.

»*All rise, veuillez vous lever*«, rief der Saaldiener in sein Mikrofon. Elsa und die anderen erhoben sich. Aus den Lautsprechern im Zuschauerraum drang das scharrende Geräusch sich verschiebender Stühle.

Mit wehenden Roben betraten die Richter den Verhandlungssaal. Mein Blick sprang zwischen der Nahaufnahme auf dem Bildschirm und dem Gesamtbild, das sich hinter der Glaswand abspielte, hin und her. Ich musterte den Angeklagten, der leicht versetzt hinter Elsa Platz nahm. Er war vielleicht Mitte dreißig, nur ein paar Jahre älter als sie, und hatte weiche, ebenmäßige Gesichtszüge. Als Einziger im Gerichtssaal trug er weder Robe noch Uniform, sondern einen Anzug, dazu ein hellblaues Hemd mit weinroter Krawatte. Er sah nicht aus wie ein Mensch, der Frauen vergewaltigte oder Männern die Arme abhackte, wenn sie nicht gehorchten. Nicht wie einer, der damit angab, wie viele Kinder in seiner Brigade für ihn kämpften. Aber wie sollte so jemand schon aussehen?

Der präsidierende Richter, ein stattlicher Mann mit dunkelblondem Haar und randloser Brille, begrüßte die Anwesenden. Dann wandte er sich an den Angeklagten: »Mr. Akerele,

Sie behaupten, Sie verstünden die Anklage nicht. Erinnern Sie sich daran, Folgendes gesagt zu haben, ich zitiere: ›Dass ich die Anklageschrift gelesen und verstanden habe?‹

Der Großbildschirm zeigte Akerele. Der Liberianer blinzelte unsicher in den Saal, während ein Dolmetscher die Frage in seine Sprache übersetzte. Dann räusperte er sich.

»Ich habe die Anklageschrift verstanden, Euer Ehren, aber nicht die Anklagepunkte gegen *mich*. Ich bin ein Opfer dieser Verbrechen gewesen und bestreite sämtliche Anklagepunkte.«

Ich knetete das Kabel meines Kopfhörers. Wie konnte er so etwas behaupten? Und wie viel davon stammte aus der Feder von Elsa und ihrem Team?

Das Sprechen kostete Akerele sichtlich Mühe. Auf seinem Gesicht hatten sich Schweißperlen gebildet. Er legte die Hand auf die Stirn.

»Ist Ihnen nicht gut?«, fragte der Richter.

Wie gebannt starrte ich abwechselnd auf den Bildschirm und hinunter in den Gerichtssaal, zu Elsa. Ihre Miene war unbeweglich.

»Mir ist ... geht gleich wieder«, murmelte Akerele, nach Atem ringend. Er griff sich an seine Krawatte, lockerte den Knoten und öffnete den obersten Hemdsknopf. Ein Raunen ging durch die Zuschauerreihen hinter mir.

»Sie plädieren also auf nicht schuldig in allen achtzig Anklagepunkten?«, fragte der Richter weiter.

»Ja«, gab Akerele zurück und befreite seinen Hals von dem eng sitzenden Hemdkragen.

Da sah ich sie: drei Quer- und vier Längsstreifen, rot wie Blut. Das Tattoo hatte sich genauso tief in meine Erinnerung eingebrannt wie auf Akereles linke Halsseite.

Ich begann, am ganzen Körper zu zittern. Etwas Eisiges legte sich auf meine Kehle und schnürte mir den Atem ab. Der Gerichtssaal verschwamm vor meinen Augen.

Ich war wieder zurück am Ort des Verhängnisses. Erlebte den Moment, der meine Schuld besiegelt und mein Leben zerstört hatte, erneut.

Dann sah ich nichts mehr.

KAPITEL 1

Johanna, Sankt Goar 2023

»Höher, Hanni, höher«, keuchte Toni schräg über mir, während sie nach einem Ast griff und sich weiter nach oben hangelte. Die Zweige knackten, Blätter raschelten. »Gleich haben wir's geschafft.«

Ich presste mich an den Stamm der riesigen Buche und blinzelte nach unten. Wie Spielzeugmöbel standen die Gartenstühle im Gras, ihre roten Sitzkissen waren zu winzigen Punkten geschrumpft. So hoch hatten wir uns noch nie gewagt. Fünfzehn Meter? Zwanzig?

Ein leichter Windhauch bewegte die Zweige, vereinzelte Sonnenstrahlen blitzten durch das Laub. Die Luft roch nach Sommer und Freiheit. Ein summendes Glücksgefühl erfasste mich. *Die Welt gehört den Mutigen*, sagte Tante Toni immer. Ich reckte das Kinn der Sonne entgegen und lauschte dem Flüstern der Blätter.

»Grandios!«, stieß die Tante über mir aus. »Von hier aus kann man bis zur Loreley sehen!«

»Ich komme«, rief ich ihr vergnügt zu und packte den nächsten Ast, um mich ein Stück höher zu schwingen.

Schon verblasste das Bild. Grau senkte sich der Himmel über mich, Regen klopfte auf meine Schultern. Die Buche stand im Vorgarten, einsam und stolz, als hätten wir sie nie erklimmen. Tränen traten mir in die Augen und vermischten sich mit den Regentropfen auf meiner Haut.

Meine geliebte Tante Toni, dachte ich, warum, verdammt noch mal, bist du nicht mehr da?

Ich holte tief Luft und wischte mir über die Augen. Dann zog ich den Schlüsselbund, den Herbert, der Testamentsvollstrecker, mir geschickt hatte, aus der Tasche und öffnete die Tür.

Wenn ich früher dieses Haus betreten und die Flurtapete mit dem goldenen Lilienmuster erblickt hatte, war jedes Mal ein innerer Druck von mir abgefallen. »Willkommen daheim«, hatten die Lilien geflüstert und mir freundlich ihre Köpfe zugeneigt.

Sofort tauchte wieder das Gesicht der Tante vor mir auf, hörte ich ihr herzliches Lachen, mit in den Nacken geworfenem Kopf. Ihr ehrlich erstauntes »Mensch, Hanni, bist du groß geworden«, bevor sie mich sanft durch den Flur schob und die altmodische Behaglichkeit des Hauses mich in sich aufnahm.

Tonis Möbel erzählten Geschichten aus längst vergangenen Zeiten, als man noch mit D-Mark bezahlte und in Berlin die Mauer stand. Es duftete nach frisch gemahlenem Kaffee, Speick-Seife und den kleinen Lavendelsäckchen, die sie überall in den Schränken aufbewahrte.

Heute nicht. Statt des gewohnten Duftgemisches empfing mich ein kalter, leicht muffiger Geruch, als sei seit Langem nicht mehr gelüftet worden. Im Flur herrschte Dunkelheit. Bereits im Vorgarten hatte ich bemerkt, dass sämtliche Fensterläden geschlossen waren. Das Haus trauerte.

Ich knipste das Licht an und strich mit dem Finger über die goldenen Lilien. Sie klebten an der Wand, zu ewiger Blüte erstarrt.

Nun würde *ich* also in diesen Wänden wohnen – zwischen Erinnerung und Neubeginn, zwischen gestern und morgen. Wie Toni es sich gewünscht und in ihrem Testament bestimmt hatte. Ihre Ehe war kinderlos geblieben, also hatte ich das alte

Haus am Rhein geerbt. Nach dreißig Jahren Rastlosigkeit in New York war ich in meine stille, schöne Heimat zurückgekehrt. Das Frührentenpaket bei den Vereinten Nationen hatte ich unterschrieben, meine Wohnung in Manhattan verkauft.

Ein Schauer lief mir über den Rücken. Ob die Entscheidung richtig gewesen war? Würde ich die Langsamkeit, die den Alltag der Menschen in Deutschland bestimmte, wieder erlernen können? Mich an Ladenschlusszeiten und Feiertagsträgheit gewöhnen, so wie früher?

»Natürlich wirst du das«, hörte ich Tonis Stimme im Geiste sagen – leise, aber bestimmt. »Du bist hier doch glücklich gewesen.«

Ich schob die Hände in die Manteltaschen. Sie hatte recht. In den letzten Jahren in New York war meine Sehnsucht, wieder in Deutschland zu leben, immer stärker geworden. Während ich von meinem Fenster im fünfunddreißigsten Stock den rauschenden Verkehr tief unter mir betrachtet hatte, hatte ich von dem mächtigen Rheintal mit seinen Steilhängen, wo die Weinreben auf handbeackerten Terrassen wuchsen, geträumt. Vom Geruch reifer Mirabellen in Tante Tonis Garten, vom Blick über den Fluss und vom Geschmack von Apfelpfannkuchen. Diese kleinen Dinge meiner Kindheit, die mich durch mein Leben getragen hatten – ich wollte wieder dauerhaft von ihnen umgeben sein. Ohne Tonis Erbe hätte ich diesen Schritt zurück vielleicht niemals gewagt.

»Manchmal muss man dich eben zu deinem Glück zwingen«, meinte Toni. In ihrer Stimme schwang Schalk mit.

»Wie gut du mich kennst«, flüsterte ich den Lilien zu.

Nachdem ich meine beiden schweren Koffer über die Türschwelle gewuchtet hatte, suchte ich zuerst das Badezimmer auf, um mir die Hände zu waschen.

Alles in diesem Raum war froschgrün – Fliesen, Wände, Handtücher. Toni hatte kräftige, Licht schluckende Farben ge-

liebt, und als Kind fand ich sie viel schöner als das langweilige Beige im Haus meiner Eltern. Aber als ich nach so vielen Jahren wieder auf der dunkelgrünen, plüschigen Fußmatte stand und mich wie auf dem Grund eines Fischteichs fühlte, wurde mir klar: Dieses Grün musste weg.

Ich drehte den altmodischen Wasserhahn auf. Zuerst spuckte er nur ein paar rostrote Spritzer aus, doch kurz darauf rieselte warmes Wasser über meine Hände.

Beim Abtrocknen sah ich mich um. Wie unzeitgemäß und abgenutzt alles war. Durch die emaillierte Badewanne zogen sich Risse, das ovale Waschbecken war stark zerkratzt, und von der Wand über der Toilette löste sich die grüne Tapete. Hoffentlich versteckte sich dahinter keine undichte Rohrleitung. Hier stand dringend eine Renovierung an.

Ich hängte das Handtuch zurück und stieg die alte Holztreppe hinauf in den ersten Stock. Nachdem meine Tante und Otto vor über einem halben Jahrhundert hier eingezogen waren, hatten sie die Schlaf- und Badezimmer in das etwas dunklere Erdgeschoss und den Wohnbereich mit Küche nach oben verlegt, um die herrliche Aussicht, die sich dort von allen Zimmern bot, auch tagsüber genießen zu können. Die Stufen ächzten unter meinen Schritten, so wie Toni in den letzten Jahren, als das Treppensteigen immer beschwerlicher für sie geworden war.

Oben angekommen, ging ich in die Küche, öffnete die Fensterläden und sah mich um.

Der Raum wirkte kalt und unbewohnt. Das große runde Keksglas auf der Anrichte, seit eh und je mit Tonis selbstgebackenen Makronen und Mandeltalern gefüllt, enthielt nichts als ein paar Krümel. Der Esstisch, auf dem sich sonst Rezepte, Einkaufslisten und Gedichtbände stapelten, war bis auf ein einziges Buch leergeräumt, die Stühle ordentlich unter den Tisch geschoben.